



Katja Friedrich/Friederike Siller/Albert Treber (Hrsg.):
Smart und mobil. Digitale Kommunikation als Herausforderung für Bildung, Pädagogik und Politik. München 2015: kopaed. 266 Seiten, 16,00 Euro

Smart und mobil

Pädagogik hat von jeher eine ambivalente Sicht auf Medien: Mit jeder neuen Entwicklung, spätestens mit ihrer massenhaften Verbreitung und Aneignung durch junge Menschen, werden nicht nur die pessimistischen Stimmen laut, die eindringlich vor den Gefahren warnen. Es werden immer auch optimistische Töne angeschlagen, die die Potenziale der neuen Möglichkeiten sehen. Für diese Sicht steht nachfolgend rezensierter Band, Nr. 49 der „Schriften zur Medienpädagogik“ von der gewichtigen GMK. Mit dem Titel *Smart und mobil* werden hier zwei aktuelle Entwicklungen in der Welt digitaler Medien locker-flockig auf den Punkt gebracht und in der ebenso ausformulierten Einleitung noch augenzwinkernd um das Bild einer „Bewegung im digitalen Paradies“ ergänzt.

Die Einleitung veranschaulicht dann auch sehr gelungen die Ausgangsbasis, von der aus startend 18 Beiträge und zwei Interviews das Feld bearbeiten: „Wenn Wissen, Information, Kommunikation allzeit verfügbar und möglich sind, müssen wir uns im Bildungsbereich Fragen zur Organisation unseres Tätigkeitsfeldes neu stellen. Und wenn die Endgeräte relativ kostengünstig, mobil und im privaten Bereich schon weit verbreitet sind, wenn sie zur fast selbstverständlichen persönlichen Grundausstattung in unserer Gesellschaft gehören, werden sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit Einzug in die Institutionen des Lernens halten“ (S. 10). Dabei geht es nicht nur um die Möglichkeiten von Tablets und Co. in der Schule, sondern auch um die Potenziale für außerschulische und nonformale Bildung.

Bei den vielleicht etwas reduziert entfalteten Grundlagen in Kapitel 1 gefällt der erste Beitrag (S. 17 ff.) mit der fundierten Klärung der Grundsatzfragen: „Was motiviert uns zum Lernen?“ und: „Wie lernen wir?“. Auch wenn er dann zu den Möglichkeiten smarter und mobiler Medien für „autonomopoietisches Lernen“ kommt und zum Schluss „Lernwirkungspotenziale“ von Schulheft und Tablets vergleicht, gelingt es ihm „trotz“ linearer Wissensaufbereitung, auch die in lerntheoretischen Überlegungen ungeübten Leser nicht gleich in die Selbststreichche via Tablet zu treiben. Spannend und praxisrelevant das nachfolgend aufgespannte Thema „Mobiles Lernen und die Ent-/Didaktisierung der Lernräume“ (S. 43 ff.). Wem der Duktus aber zu akademisierend und die Konsequenzformulierung zu vage ist, dem sei der nächste Text empfohlen – ein hervorragender Einblick, wo Schüler selbst die Potenziale von Tablets in der Schule sehen (S. 63 ff.).

In Kapitel 2 werden eben diese Potenziale weniger an theoretisch-konzeptionellen Modellen festgemacht, sondern aus der Praxis heraus konkretisiert. Deutlich wird hier, dass auch mobiles Lernen, im medienpädagogischen Fachjargon mit „M-Learning“ gelabelt, ganz unterschiedlichen Einflüssen unterworfen ist. Neben infrastrukturellen Voraussetzungen, der finanziellen, personellen und technischen Ausstattung, sind hier die administrativen und rechtlichen Vorgaben und Weisungen der Schulaufsicht, die Einstellung von Schulleitung und Kollegium, die soziale Struktur und kulturelle Prägung der Schülerschaft, die Schulkultur und Schultradition, die spezifischen Vorstellungen von Verfahren und Ablauf eines „guten“

Unterrichts relevant (S. 87). Diese Aspekte fallen in den Beiträgen zu den Praxisprojekten und Interviews mit Lehrenden zu ihren persönlichen Erfahrungen dann auch nicht unter den Tisch und machen das Kapitel vor allem für Lehrende lesenswert.

Kapitel 3 ist demgegenüber eine Fundgrube für all diejenigen, die sich in Kitas, außerschulischer Jugendarbeit, medienpädagogischer Praxis, politischer Bildung und präventivem Schutz engagieren. Am praktischen Beispiel wird hier unaufgeregt in die Möglichkeiten frühkindlicher Medienbildung mit Tablets eingeführt und auch mit anderen Fallbeispielen gezeigt: „Non-formale Bildung ist eines der Felder, in denen die Gesellschaft den Diskurs über Medien führt, und sie ist zugleich ein Labor, in dem Hoffnungen gestaltet werden und in dem Auseinandersetzung mit Risiken stattfindet“ (S. 163). In dieser Sicht ist der abschließend positiv „vom Kinde aus“ gedachte Jugendmedienschutz „kein Klotz am Bein, sondern ein ins Netz ragender Arm, der Hilfestellung für Heranwachsende und deren Familien beim Aufwachsen mit dem Internet anbietet“ (S. 256).

Der Band ist eine facettenreiche Anregung für Pädagogen und Erziehende. Dabei streut er unaufdringlich auch die berechnete Forderung unter uns Erwachsene, in den verschiedenen Kontexten von Bildung und Erziehung nun endlich vermehrt etwas mit den Medien anzufangen, die für junge Menschen längst selbstverständlich sind – auch für eine Anregung zur Reflexion und die Aneignung von Wissen.

Dr. Daniel Hajok